

analytischen Schlusspunkt setzen können.²⁴ Stattdessen fragt Bloch, was indes nicht minder relevant scheint, nach den Erinnerungsstrategien der Sozialdemokratie.

Mit dem Hinweis, dass Politiker wie Albert Südekum heute weitgehend aus dem Gedächtnis der sozialdemokratischen Parteiengeschichte (und der Zeitgeschichte) entschwinden sind und keinen Platz in der kollektiven Erinnerung der Partei einnehmen, weist Bloch auf ein Forschungsdesiderat. Die Rolle, die die Generation der zur Kooperation mit dem Bürgertum bereiten Sozialdemokraten einnimmt, ist weitgehend in Vergessenheit geraten und spielt – im Gegensatz zu anderen Führungsgenerationen der SPD – gegenwärtig keine Bedeutung. Zu fragen wäre vor diesem Hintergrund, ob Albert Südekum als einer der Exponenten dieser Richtung schlicht in Vergessenheit geriet oder bewusst verschwiegen wurde. Auf diese Frage implizit hingewiesen zu haben, ist ein weiterer Grund, warum Blochs Studie für die Erforschung der deutschen Zeitgeschichte eine wichtige Bereicherung darstellt.

Jürgen Mittag

Ein aufrechter Querdenker: Der undogmatische Sozialist Heinz Brandt

Knud Andresen: Widerspruch als Lebensprinzip. Der undogmatische Sozialist Heinz Brandt (1909–1986). Bonn: Dietz Verlag 2007, 375 S., 34,00 €.

Gerade bei politischen Einzelgängern, die ihre Biographie als moralisches Lehrstück arrangieren, besteht die Gefahr, der „biographischen Illusion“ (Pierre Bourdieu) zu erliegen. Das gilt vor allem für jene, die sich aus Idealismus der kommunistischen Weltbewegung angeschlossen und aus Idealismus mit ihr gebrochen haben und die mit dem Begriff des „Renegaten“ nur unscharf zu fassen sind.²⁵ Wolfgang Gruner hat diese Gefahr in einer biographischen Studie über Alfred Kantorowicz herausgearbeitet,²⁶ und auch Knud Andresen warnt vor einer allzu beflissenen Übernahme absichtsvoller (Selbst-)Deutungen des biographischen Subjekts. Mit seiner Biographie über den undogmatischen Sozialisten Heinz Brandt schreitet er die „Spur solcher utopisch-ethischen Ideen in der Linken ab“, die, unbedingt und kompromisslos, überall aneckten, unbequem, verfolgt wurden und die auch eines religiösen, eschatologischen Moments nicht entbehrten. Heinz Brandt verstand sich Zeit seines Lebens als Kommunist, verbrachte zehn Jahre in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern, drei Jahre in stalinistischer Haft, war der Neuen Linken in der Bundesrepu-

24 Vgl. Klaus Schönhoven: Reformismus und Radikalismus. Gespaltene Arbeiterbewegung im Weimarer Sozialstaat, München 1989.

25 Michael Rohrwasser: Der Stalinismus und die Renegaten. Die Literatur der Exkommunisten, Stuttgart 1991.

26 Wolfgang Gruner: „Ein Schicksal, das ich mit sehr vielen anderen geteilt habe“. Alfred Kantorowicz – sein Leben und seine Zeit von 1899 bis 1935, Kassel 2006. Kantorowicz hat – ähnlich wie Heinz Brandt – seine lange Zeit loyale Mitwirkung am Prozess der Stalinisierung der KPD in seinen autobiographischen Äußerungen übergangen, um sich quasi als geborener Antistalinist der Um- und Nachwelt zu präsentieren.

blik eine moralische Instanz und stand mit seiner Person und seiner Biographie für das Ideal einer freien Gemeinschaft der Einzelnen sowie für eine reingehaltene kommunistische Utopie. Einen „anständigen Menschen“ nannte ihn Manès Sperber 1964, aber „politisch naiv“.

Heinz Brandt wurde 1909 in eine politisch interessierte, musisch veranlagte, deutsch akkulturierte jüdische Familie in Posen geboren. Sein Judentum, so arbeitet Andresen in seiner behutsamen Analyse heraus, blieb für Brandt ein wesentlicher Antrieb seiner politischen Erlösungshoffnung. Auch die kosmopolitisch-humanistische Prägung durch sein Elternhaus, der durch die Erfahrung des Ersten Weltkriegs als elementar empfundene Pazifismus, war für Brandts Entwicklung wichtig. Mit 18 Jahren kam er nach Berlin, wo er seine Schulausbildung abschloß, ein Studium begann und abbrach und sich – ein wütender junger Mann – der kommunistischen Bewegung verschrieb. 1931 trat er der KPD als Mitglied bei. Trotz mancher Zweifel an der Politik der Partei – vor allem die Kooperation mit der extremen Rechten beim „Roten Volksentscheid“ gegen die preußische Regierung Braun/Severing stieß auf Unverständnis – war er ein loyaler und engagierter Parteiarbeiter. In den internen Fraktionskämpfen fühlte er sich der Gruppe der „Versöhnler“ zugehörig, die auf einen „realpolitischen Kurswechsel der KPD“ drang, der in der SPD eher einen Partner als den Hauptfeind erblickte.

Nach einer kurzzeitigen Verhaftung im März 1933 ist es bemerkenswert, dass Brandt, als Jude und Kommunist doppelt gefährdet, in Berlin verblieb. Das spricht für seinen persönlichen Mut, für die Unbedingtheit, mit der er sich seiner politischen Mission stellte, aber ebenso auch für den Zynismus der Kommunistischen Partei, die es versäumte, ihre jüdischen Kader aus dem Reich abzuziehen. Ende 1934 wurde Brandt erneut verhaftet. Was folgte, war ein zehnjähriges Martyrium in den nationalsozialistischen Zuchthäusern, in Sachsenhausen, Auschwitz und Buchenwald. Was ihn aufrecht erhielt, war der Glaube an seine politische Vision, seine Identität als Kommunist, seine Überzeugung vom notwendigen Untergang der nationalsozialistischen Tyrannei und dem Aufbau einer neuen Welt auf den Trümmern der Unterdrückung. Der Hitler-Stalin-Pakt wirkte demgemäß als Schock. 1951 gab er – in routinierter Selbstkritik – zu, dass er für einen Moment an Stalins Weisheit gezweifelt habe, was er als einen „Beweis für meine ideologische Schwäche“ gewertet wissen wollte. Später erfuhr Brandt, dass, während seine Eltern und sein jüngster Bruder in die Räder des nationalsozialistischen Vernichtungsapparats gerieten, sein älterer Bruder, sein Schwager und sein politischer Mentor Heinrich Süßkind, langjähriger Chefredakteur der „Roten Fahne“, vom NKWD verhaftet und erschossen worden waren. Seine Schwester entging der Erschießung durch ihre Deportation nach Sibirien. Diese Erfahrung wurde für sein späteres Selbstverständnis als Antifaschist und Antistalinist prägend. 1940 kam Brandt nach Sachsenhausen, im Oktober 1942 ins Außenlager Auschwitz-Budy, im Januar 1945 führte ihn ein „Todesmarsch“ ins Konzentrationslager Buchenwald, an dessen „Selbstbefreiung“ er teilnahm. Brandt hatte die „Hölle“ überlebt – in seinen Worten durch pures „Glück“. Nun wollte er die Zukunft gestalten helfen, glaubte er an eine „deutsche Wiedergeburt“.

Brandt nahm die Parteiarbeit wieder auf, war in der Berliner Bezirksleitung der KPD, später in der SED-Landesleitung für Pressefragen zuständig, absolvierte das Studium an der Parteihochschule „Karl Marx“ in Kleinmachnow, übte sich in Kritik und Selbstkritik,

glaubte an die Ehrlichkeit der – bis heute umstrittenen – Stalin-Noten und nahm die „nationale“ Propaganda der SED beim Wort. Ein waffenfreies, sozialistisches Gesamtdeutschland stand ihm als erreichbares Ziel vor Augen. Auch die Einverleibung der SPD sah er – vom Gedanken einer ungeteilten Arbeiterbewegung beseelt – als (folge-)richtig an. Bis 1953 verlief die Karriere des SED-Funktionärs Heinz Brandt bruchlos. Der 17. Juni 1953, den er als „Katastrophe“ empfand, schürte jedoch die gehegten Zweifel und vertiefte seine Beziehungen zur SED-Opposition, zu dem Kreis um die „humanen Sozialisten“ Jendretzky und Havemann. Seine Beurlaubung am 2. Juli, von ihm als politische Sanktion gewertet, war aber wohl weniger eigenem widerständigen Verhalten als seinem Vertrauensverhältnis zu dem in Ungnade gefallenen Jendretzky geschuldet. Brandts endgültiger Karriereknick hatte auch weniger politische als persönliche Ursachen: Wegen sexueller Belästigung einer Kollegin wurde er im August 1954 in den Verlag „Die Wirtschaft“ zwangsversetzt, wo er es immerhin zum Chefredakteur der Redaktionsgruppe Metall brachte. Erst 1957 endete ein Parteiverfahren mit einer Rüge und wurde ihm ein zweijähriges Funktionsverbot auferlegt. In seiner Verteidigung brachte er mit bemerkenswerter Offenheit sein Grundverständnis kommunistischer Politik und die tiefe Enttäuschung über die mangelnde Aufarbeitung der stalinistischen Verbrechen durch die SED zum Ausdruck: „Unsere Idee ist nur dann unverwundbar, wenn sie rein ist.“ Nun war das Tischtuch zerschnitten. Brandt trat in Kontakt mit dem Ostbüro der SPD, lieferte Dossiers und Einschätzungen und floh im September 1958 mit seiner vierköpfigen Familie nach West-Berlin, zog dann – aus Gründen der Sicherheit – nach Frankfurt um. Fortan galt der langjährige SED-Funktionär, der antifaschistische Kämpfer und Auschwitzhäftling der SED-Führung als ein „unversöhnlicher Feind der Arbeiterklasse und Agent der Bourgeoisie“.

Brandt wandelte sich nun nicht zum Kalten Krieger. Im Gegenteil setzte er weiterhin auf eine Metamorphose der SED, auf die Entmachtung Ulbrichts, ein Aufeinanderzugehen der beiden deutschen Staaten und seine Vision eines sozialistisch konnotierten Dritten Weges, die Andresen zu Recht als diffus bezeichnet. Sein Auskommen fand er als Redakteur des Verbandsorgans der IG Metall, seine politische Heimat – trotz aller Vorbehalte – in der SPD. Das Ministerium für Staatssicherheit der DDR setzte Spitzel auf ihn an. Eine Agentin lockte ihn nach West-Berlin, wo er in der Wohnung eines vermeintlichen Freundes betäubt, in ein Auto verfrachtet und über die Zonengrenze entführt wurde. In der DDR wurde er – wegen schwerer Spionage – zu 13 Jahren Zuchthaus verurteilt. Drei Jahre saß Brandt in Bautzener Einzelhaft, bevor es einer internationalen Kampagne, der Fürsprache einflussreicher Freunde wie Ossip Flechtheim, Wolfgang Leonhardt, Erich Fromm und anderen gelang, die DDR zur Freilassung zu bewegen. Brandt überstand seine zweite Haftzeit ungebrochen, nahm seine gewerkschaftliche Arbeit wieder auf und näherte sich den Neuen Sozialen Bewegungen an, von denen er sich eine basisdemokratische Erneuerung sozialistischer Politik und Programmatik versprach. Damit geriet er wiederum in Konflikt – diesmal mit der SPD. Während Ernst Fraenkel die Aktionen der Außerparlamentarischen Opposition mit den SA-Rollkommandos verglich, trat Brandt derartigen Vorhaltungen ebenso rigoros entgegen: Der „Antistudentismus“ der 1960er Jahre sei dem „Antisemitismus“ der 1930er Jahre verwandt. 1980 wechselte Brandt zu der neuen Partei Die Grünen, verließ diese jedoch nach

einigen Monaten wieder, da er in ihr die ersehnte Kraft grundlegender Erneuerung nicht zu erkennen vermochte.

Der bundesrepublikanischen Linken wurde er – vor allem durch seine Autobiographie²⁷ – zu einer bewunderten Autorität: ein junggebliebener, von den Stalinisten und den Nazis gepeinigter, seinem Lebensziel und sich selbst treu gebliebener, unbeugsamer und unbestechlicher Geist, dessen Lebensgeschichte den Traum einer besseren, einer sozialistischen Gesellschaft bezeugte, in der kein Staat, keine Partei die Freiheit der Einzelnen einzuschränken vermochten. Er wirkte auf den linken Zeitgeist der 1970er und 1980er Jahre ein und ließ sich von ihm tragen. In diesem Sinne wusste er sich mit Rudi Dutschke verbunden, zugleich brachte ihm auch ein junger Frankfurter Sponti namens Joschka Fischer Verehrung und Respekt entgegen. Die Idee der Abrüstung vertrat Brandt mit alarmistischer Inbrunst, warnte die in der Friedensbewegung aktive Linke vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen aber eindringlich vor ihrer einäugigen Urteilsfreude, die der Sowjetunion rein friedliche und defensive, den USA hingegen kriegslüsterne Motive unterstellte. Am Ende seines Lebens, so will es scheinen, mag Heinz Brandt also doch noch in der Bundesrepublik „angekommen“ sein, dem Staat, in dem er ohne Angst in Freiheit leben und wirken konnte. Die persönliche Würdigung seines Lebensweges durch Bundeskanzler Helmut Kohl hat ihn, den „linken Nonkonformisten“, dem staatliche Ehrungen nie zuteil geworden waren, gerührt. Brandts Lebensweg ist von Knud Andresen einfühlsam nachgezeichnet worden. Entstanden ist daraus eine spannend zu lesende Studie über einen radikalen Individualisten und unbedingten Moralisten, der, wie Andresen schreibt, alles wollte, und das sofort: „Eine politisch uneinlösbare Praxis“.

Max Bloch

Fritz Lamm – Randfigur des deutschen Linkssozialismus?

Michael Benz: Der unbequeme Streiter Fritz Lamm. Jude – Linkssozialist – Emigrant 1911–1977. Eine politische Biographie, Essen: Klartext Verlag 2007, 552 S., 29,90 €.

Fritz Lamm gehört zweifellos zu den unbekannteren, jedoch nicht weniger interessanten Vertretern des deutschen Linkssozialismus im 20. Jahrhundert. Lamm, 1911 als Sohn eines Textilkaufmanns in Stettin geboren und aufgewachsen, schloss sich früh verschiedenen Jugendbünden und Organisationen, u. a. dem Deutsch-Jüdischen Wanderbund „Kameraden“ an, wo er mit seinen radikalen Positionen immer wieder für Aufsehen, aber auch für Irritationen sorgte. Im Laufe seines bewegten Lebens wurde er letztlich „politisch Heimatlose“ zweimal, 1931 und 1963, aus der SPD ausgeschlossen und gehörte zwischenzeitlich u. a. der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) an. Nach seiner Flucht vor den Nationalsozialisten, im tschechoslowakischen, französischen und kubanischen Exil, und seiner Remigration 1948 engagierte sich Lamm in der Bundesrepublik in der Stuttgarter Arbeiter-

27 Heinz Brandt: Ein Traum, der nicht entführbar ist. Mein Weg zwischen Ost und West, Mit einem Vorwort von Erich Fromm, München 1967.